

Burjatien – Streifzug durch eine russische Republik

Von Birte Detjen

Burjatien vom 15.06. – 15.09.2003



Inhalt

1. Zur Person	86
2. Ankunft	86
3. Warum Burjatien?	87
4. Stadtleben: Ulan-Ude	88
5. Die Mentalität	90
6. Burjaten	90
7. Ewenken	92
7.1 Der Rentierzüchter	93
7.2 Alptraum, schön verpackt	94
7.3 In der Taiga	95
8. Schamanismus	97
8.1 Die Macht der heiligen Orte	98
8.2 Schamanen	99
8.3 Exkurs: Schamanismus auf Olchon	99
9. Buddhismus	100
9.1 Eine kurze Einführung	100
9.2 Der Tempel von Ivolginsk	101
9.3 Buddhistische Zeremonien	103
10. Die Altgläubigen	103
10.1 Tourismus pur	104
10.2 Der ganz normale Alltag	105
11. Nichtregierungsorganisationen	106
11.1 Firm	106
12. Rendezvous mit dem Baikalsee	107
13. Das Workcamp von Daimler Chrysler	109

14. Jahresurlaub für den Umweltschutz	109
14.1 Gran	110
14.2 Junge Ökojournalisten	111
15. Wasser für das Leben	112
16. Resumée	113
17. Danke	114

1. Zur Person

Birte Asja Detjen, geboren 1969 in Osnabrück. Studium der Diplom-Sozialwissenschaften, 1995/96 Aufenthalt in Südamerika, hier unter anderem Autorin für das ecuadorianische Fernsehen. Anschließend Presse- und Öffentlichkeitsreferentin bei der Fairhandelsorganisation El Puente in Hildesheim und berufsbegleitendes Studium für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit an der Medienakademie Leipzig. 1999/2000 Projektmanagerin bei der Expo 2000 GmbH im Bereich Weltweite Projekte International. Seit 2001 freiberufliche Print-, Hörfunk- und Fernsehjournalistin in Köln, Anfang 2003 Abschluss eines Fernlehrgangs Fotografie.

2. Ankunft

Irkutsk, Juni 2003. Da sitze ich nun, in der transsibirischen Eisenbahn. Nach zwei Flug(hafen)tagen trennt mich nur noch ein Katzensprung von meinem Ziel: der Russischen Republik Burjatien. In der Nacht werde ich von Irkutsk aus den Baikalsee entlang bis in Burjatiens Hauptstadt Ulan-Ude fahren. Was wird mich dort erwarten?

Ich verstaue mein Gepäck unter der Bank und mustere meine Abteilgenossen: zwei Männer, eine Frau, offensichtlich eine burjatische Familie. Sie haben asiatische Gesichtszüge, sind klein, untersetzt. Sie wirken zurückhaltend.

Der jüngere der beiden Männer stellt eine 2-Liter-Flasche mit Bier auf den Tisch und beginnt, mit seinem Vater zu trinken. Als sie merken, dass ich mit der Schaffnerin Russisch rede, sprechen sie mich an. Wir unterhalten uns radebrechend – über Schröder und Putin, den Irakkrieg und Hitler. Im Laufe der ersten zwei Stunden leeren die Männer die Bierflasche. Die Frau schaut ihnen zu, spricht nicht viel. Als wir müde sind, bereitet sie den Männern das Nachtlager. Wir wissen: Die Fahrt entlang des Baikalsees werden wir verschlafen. Erst als uns die Schaffnerin am nächsten Morgen weckt, ergattere ich einen Blick aus dem Fenster. Was ich sehe, ist wunderschön: ein Fluss, der sich durch die Landschaft schlängelt, kleine Holzhäuser im Nebel, im Hintergrund Berge, die Morgendämmerung - geheimnisvoll.

Pünktlich um 6.01 kommen wir in Ulan-Ude an. Ich verabschiede mich von meinen Reisegefährten und halte Ausschau nach Larissa, meiner Gastgeberin. Sie arbeitet bei der burjatischen Umweltorganisation Firm. Ihre Arbeit werde ich in den nächsten Wochen begleiten.

Larissa ist mit ihrer Kollegin Irina gekommen. Mit dem Auto fahren wir durchs morgendliche Ulan-Ude. Die Stadt schläft noch, es ist Wochenende. Die breiten Straßen sind matschig, es hat geregnet und gestürmt.

Das Zentrum der Hauptstadt wirkt gemütlich. Hier stehen viele alte Holzhäuser, die blau bemalten Fensterrahmen sind mit Schnitzereien verziert, Pappeln säumen die Straßen.

Wir fahren über den Fluss Uda in einen Wohndistrikt. Vorbei mit der Idylle. Es sind die üblichen russischen Häuserblocks, die hier den Ton angeben: in Karrees angelegte, mehrstöckige graue Gebäude – schäbig, trist. In ihrer Mitte Sand, ein paar alte Klettergerüste, Sitzbänke. Vermächtnisse des Sozialismus.

Wir biegen in Larissas Karree ein. Nun ist es gleich soweit: Nach fast drei Tagen Anreise naht die heiße Dusche. Meine Gastgeberin dreht sich zu mir um. „Übrigens haben wir momentan kein heißes Wasser, die Stadt hat wohl Zahlungsprobleme“, sagt sie, und: „Gestern Abend haben sie uns das Licht abgedreht. Da konnte ich nicht mehr richtig aufräumen“. Bevor ich mich davon überzeugen kann, dass mein neues Domizil gar nicht so übel zugerichtet ist, nimmt Larissa ihren täglichen Kampf mit dem klemmenden Wohnungsschloss auf. Nach wenigen Minuten öffnet sie die Tür. Ich bin angekommen.

3. Warum Burjatien?

„Burjatien? Noch nie gehört.“ So reagierte fast jeder, dem ich von meinen Plänen erzählte, drei Monate in Ostsibirien zu verbringen. Doch: Es gibt jede Menge Gründe, diese „kleine“ russische Republik einmal genauer unter die Lupe zu nehmen.

Burjatiens westliche Landesgrenzen liegen am Baikal – dem ältesten, tiefsten und wasserreichsten See der Welt. Von vielen Einheimischen wird die „Perle Sibiriens“ als heiliges Meer verehrt. Andere betrachten den See samt seiner artenreichen Tier- und Pflanzenwelt schlicht und ergreifend als Einnahmequelle. Und die UNESCO erklärte ihn 1996 zum Weltnaturerbe.

Eine Million Menschen lebt in Burjatien, auf einer Fläche, die so groß ist wie Deutschland. 70 Prozent von ihnen sind Russen, etwa 24 Prozent Burjaten. Auch kleine Volksgruppen wie Ewenken und Tuwiner sind hier zuhause – genau wie Ukrainer, Mongolen, Chinesen und Russlanddeutsche.

Doch: Burjatien ist nicht nur ein Sammelsurium an Völkern. Es ist auch ein Schmelztiegel der Religionen. Noch immer sind viele Menschen vom Schamanismus geprägt, einem Glauben, der Bergen, Pflanzen und Flüssen eine Seele zuspricht. Mit den Russen kamen auch das Christentum – und die

Altgläubigen, von der orthodoxen Kirche nach Sibirien verbannt. Last but not least ist Burjatien Russlands buddhistisches Zentrum.

Nach Dagestan und Tschetschenien ist Burjatien die ärmste der 21 russischen Republiken. Seit ihrer Gründung im Jahr 1923 gab es keinerlei Bestreben nach Unabhängigkeit. Zwar hat Burjatien autonome Entscheidungsbefugnisse, ein Parlament, eine Verfassung und eine eigene Gerichtsbarkeit. Den Gesetzen der Föderation muss sich die Republik allerdings unterordnen.

Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion hat sich die wirtschaftliche Situation in Burjatien zugespitzt. Das Leben vieler Menschen ist bitter und hart – besonders auf dem Land. Industriebetriebe und Sowchosen liegen brach, die Menschen sind auf sich allein gestellt. Mit Viehzucht, Fischfang und eigenem Gemüsegarten halten sie sich über Wasser. Sie bauen illegal Holz ab oder handeln heimlich mit wertvollen Pelzen. Arbeitslosigkeit, Perspektivlosigkeit und ein langer, kalter Winter nehmen vielen die Lebensfreude, treiben sie in den Alkohol.

Aber: Burjatien ist auch ein Land voller Hoffnung. Viele kleine Organisationen engagieren sich für eine lebenswerte Zukunft – für wirtschaftliche Entwicklung, burjatische Kultur, Umweltschutz und nachhaltigen Tourismus.

Einige dieser Organisationen besser kennen zu lernen und ihre Arbeit zu begleiten: das war mein Ziel. Zunächst allerdings hatte ich alle Hände voll zu tun, mir die Vielfalt dieses Landes und seiner Menschen zu erschließen.

4. Stadtleben: Ulan-Ude

Lautes Hupen, Musik, Menschenmassen, Verkehrschaos und Hitze – für den sensiblen Westeuropäer ist diese Melange immer wieder gewöhnungsbedürftig. Im Zentrum von Ulan-Ude macht einem noch dazu der omnipräsente Sommerschnee das Leben schwer. Die Pappelbäume treiben ihr Unwesen. Ihre Kätzchen lassen sich im Sommer auf Bussen, Verkaufsständen und Fenstersimsen nieder. Sie landen auf dem aufgewölbten Asphalt, in den verschlafenen Seitenstraßen und auf der schönen Hauptgeschäftsstraße, die wie in vielen russischen Städten noch immer Uliza Lenina heißt. Nicht mal vor Wladimir Iljitsch selbst machen sie Halt. Der Revolutionsheld ist Ulan-Udes ganzer Stolz. Besser gesagt: Sein Kopf. Denn der steht als fünf Meter hoher Granitblock auf dem Sowjetischen Platz – als größter Leninkopf der Welt.

Auf den ersten Blick irritiert die Hauptstadt mit ihren 400.000 Einwohnern. Ist Ulan-Ude asiatisch? Russisch? Europäisch? Ist es eine Großstadt? Eine Kleinstadt? Ein Dorf? Sie hat wohl von allem etwas.

Asiatisch ist Ulan-Ude, weil die vielen Burjaten und so manch ein Chinese das Straßenbild prägen; weil das Leben auf den Straßen nur so tobt und die Menschen allüberall Produkte verkaufen: Lebensmittel, Kleidung, Bücher, CDs.

Russisch ist die Stadt wegen der orthodoxen Kathedralen, der Pelze auf dem Markt, der sozialistisch verhangenen, Kauflust erstickenden Schaufenster. Und natürlich wegen der unüberschaubaren Flut an Kiosken. Es gibt Kassettenkioske, Kosmetikkioske, Schmuckkioske, Zeitungskioske, Eiskioske, Brotkioske, Kartenvorverkaufskioske, Schuhreparaturkioske, Loseverkaufskioske und Allzweckkioske. Diese wiederum finden sich auch in Europa – genau wie die Kaufmannshäuser aus dem 19. Jahrhundert, das Yves-Rocher-Geschäft an der Ecke und die Hot-Dog-Bude auf der Flaniermeile.

Ulan-Ude ist Großstadt – schon allein deshalb, weil die Republik eine Metropole braucht. Hier gibt es die meisten Fabriken, mehrere Hochschulen, drei Fernsehstationen, vier Theater, eine Reihe Museen, die Philharmonie, ein respektables Straßenbahnnetz und den größten Flughafen des Landes. Hier befinden sich Ministerien, Parlament und Regierung. Hier sind die zentralen Vereinigungen von Minderheiten zuhause, hier gibt es zwei große Touristenhotels, großzügige Sportstadien, Schulen mit Internetanschluss und einen Kinokomplex mit Popcorn.

Ulan-Ude ist Kleinstadt, weil das Zentrum trotz Verkehrschaos und Menschengewirr absolut übersichtlich ist. Weil es eine vertrauenerweckende Beschaulichkeit ausstrahlt. Weil, wer nur wenige Wochen hier ist, täglich Bekannte trifft. Und weil Jugendliche sich in aller Gemütlichkeit zum Rendezvous am Springbrunnen treffen können.

Und Ulan-Ude ist Dorf. Weil hier Ruhe einkehrt, sobald man sich in eine der Seitenstraßen im Zentrum verirrt. Weil es hier immer noch Menschen gibt, die ihr Wasser aus dem Brunnen holen. Weil viele alte Frauen hier nicht nur landwirtschaftliche Produkte verkaufen, sondern ihnen auch eine dörfliche Aura anhaftet: Sie sind klein, gedrungen und gehen leicht gebeugt. Sie tragen Kopftücher und meist eine Strickjacke über dem geblühten Kleid – in Russland das typische Erscheinungsbild einer alten Frau vom Land.

Und dann gibt es in Ulan-Ude noch so vieles, das sich nicht in ohnehin zweifelhafte Schemen pressen lässt. Zum Beispiel das dick aufgetragene Pathos, mit dem die Stadtväter auf riesigen Plakaten den 80. Jahrestag der Republik ankündigen. Die Schießstände, an denen Burjaten ihre Geschicklichkeit erproben. Die respektvollen Jugendlichen, die älteren Mitfahrern

in der Straßenbahn Platz machen. Und die Menschen, die trotz ihrer Armut nicht betteln.

5. Die Mentalität

Wie sind die Menschen in Burjatien? In den Geschäften, auf den Straßen, in den Bussen wirken viele zunächst skeptisch, gleichgültig, verhalten, fast rüde. Doch unter dem Deckmäntelchen der Zurückhaltung verbergen sich meist große Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft. Oft erscheinen mir die Menschen melancholisch, in sich gekehrt, nachdenklich. Dann wieder gehe ich durch die Straßen und bin erstaunt über die heitere, unbeschwerte Stimmung. Ich versuche zu unterscheiden zwischen russischer und burjatischer Mentalität. Sind Russen schwerblütiger als Burjatien? Eine eindeutige Antwort finde ich nicht.

Mentalitäten, Traditionen, Kulturen, Gesichter: all das hat sich in Burjatien im Laufe der Jahrhunderte vermischt. Anfangs fällt es mir schwer zu entscheiden, wer Burjate ist, wer Mongole und wer Chinese. Welche Wurzeln haben die hellhäutigen, hochgewachsenen, extrem schlanken Asiaten? Woher kommen die kleinen, gedrungenen, etwas dunkleren Menschen? Und können so unterschiedliche Typen überhaupt eine gemeinsame Herkunft haben?

6. Burjaten

Ich treffe mich mit Elvira im Zentrum von Ulan-Ude nahe der Deutschen Fakultät, an der sie als Professorin arbeitet. Elvira ist Burjatin. Sie hat ein Faible für deutsche Literatur und erzählt liebend gern von den Expeditionen deutscher Forscher in Sibirien.

Heute hat Elvira mich zu einer Fahrt ins Ethnografische Freilichtmuseum eingeladen. Hier stehen inmitten von Birken- und Kiefernwäldern die Wohnhäuser von Burjatiens ethnischen und religiösen Gruppen. Elvira erzählt, dass sie das Museum mitbegründet hat. Sie führt mich zu einem kleinen Gelände, auf dem zwei Holzhäuser und eine Jurte stehen. Es ist ihr Elternhaus. Sie hat es in der Nähe von Irkutsk abtragen und auf dem Museumsgelände wieder aufbauen lassen. Wir gehen ins Wohnhaus. Hier liegen Teppiche aus Rinderhaut, hier stehen Truhen aus Birkenrinde und hier hängt die Babywiege, in der Elvira vor über 60 Jahren in den Schlaf geschaukelt wurde. Ich erfahre, dass Elvira nicht aus der Republik Burjatien

stammt, sondern Westburjatin ist – Anlass genug, mir einen kleinen Einblick in die Geschichte ihres Volkes zu geben.

Die Burjatien waren ursprünglich Nomaden und lebten von Viehzucht, Jagd und Fischfang. Sie siedelten in der Baikalseeregion, die lange Zeit zum Mongolischen Reich gehörte. Erst im 17. Jahrhundert ließen sich auch Russen auf dem wasserreichen Territorium nieder, das ihnen nach Grenzstreitigkeiten mit China im 18. Jahrhundert zugesprochen wurde. Die neuen Siedler arbeiteten im Bergbau, als Händler oder Bauern – und sie beeinflussten den Lebensstil der Burjatien. Besonders auf der Westseite des Baikals passten die Burjatien sich ihren russischen Mitbürgern an. Sie wurden sesshaft, vernachlässigten die Viehzucht und widmeten sich Ackerbau und Holzverarbeitung. Aus Filzjurten wurden Holzjurten, und so manch ein Westburjate trat zum Christentum über.

Anders die Ostburjatien. Bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts behielten sie ihre traditionelle Lebensweise bei. Dann übernahm Stalin das Regime. Er verbot das Nomadentum und ließ die Menschen in landwirtschaftlichen Großbetrieben arbeiten. Nach dem Zerfall der Sowjetunion schlossen viele Kolchosen. Seitdem sind die Menschen auf sich gestellt. Das ist hart, sagt Elvira. „Trotzdem: Die Zeiten waren nie so gut wie jetzt. Wir können frei reden – und das ist das Wichtigste“. Dann erzählt sie, dass die Burjatien sich heute wieder auf ihre Herkunft, ihre Kultur und ihre Traditionen besinnen. Zwar sei es richtig, dass der Lebensstil von Russen und Burjatien sich mittlerweile kaum noch voneinander unterscheidet. Dennoch: „Es gibt wieder Gruppen, die burjatische Tänze tanzen. In unseren Schulen singen Kinder in burjatischen Kostümen burjatische Lieder, und viele junge Leute lernen unsere Sprache - wenn auch manchmal nicht ganz so gern“. Sie berichtet von burjatischen Zeitungen und Radioprogrammen und lässt mich wissen: „Unsere Traditionen und unsere Sprache sind eng mit dem Mongolischen verwandt“.

Das ist mein Stichwort. „Woher kommen nun eigentlich die Burjatien?“, frage ich sie. „Darüber streiten sich die Wissenschaftler. Es gibt keine eindeutige Antwort auf die Frage nach unseren ethnischen Wurzeln. Man weiß nicht genau, wie wir zum Baikalsee gelangt sind und von welchen Völkern wir abstammen. Einige Gelehrte meinen, dass wir mit den Mongolen verwandt sind – dafür sprechen Gemeinsamkeiten in Sprache, Sitten und Bräuchen. Andere behaupten, wir hätten unsere Wurzeln bei den Turkvölkern, die ähnliche Kopfbedeckungen trugen wie wir. Wahrscheinlich ist beides richtig. Sicher ist zumindest, dass verschiedene Stämme für unsere Herkunft verantwortlich sind“.

7. Ewenken

Und da ist noch etwas, dessen man sich gewiss sein kann. Es gibt mindestens zwei Volksgruppen in Burjatien, die felsenfest davon überzeugt sind, die Ureinwohner der Baikalseeregion zu sein: Burjaten und Ewenken – ein tungusisches Volk, das in Sibirien, China und der Mongolei siedelt. Die Ewenken lebten ursprünglich als Jäger und Rentierzüchter, im Norden des Baikalsees auch als Fischer. Im 18. Jahrhundert drangen die Russen in ihren Lebensraum ein – und zwangen die Ewenken, fortan einen Tribut zu zahlen, wenn sie sich in angestammten Jagdgebieten aufhalten wollten. Die Folge: Viele Ewenken verarmten und mussten sich als schlechtbezahlte Jäger ausbeuten lassen.

Im 19. Jahrhundert eskalierte der Run auf Zobel und andere Pelzträger. Mehrere Tierarten waren in ihrem Bestand bedroht, und viele Ewenken wurden bitterarm. Sie schufteten in Goldminen, litten unter eingeschleppten Krankheiten und verfielen dem Alkohol. Russische Wissenschaftler befürchteten, die Ewenken könnten schon bald aussterben.

Einen Ausweg aus dieser Situation schien der Sozialismus des frühen 20. Jahrhunderts zu versprechen. Mit Bildungs- und Integrationsprogrammen unterstützte er Ewenken und andere bedrohte Völker. Doch schon in den 30er Jahren wendete sich das Blatt: Stalin wollte die Industrialisierung Russlands forcieren. Er ließ ganze Völker kollektivieren und sesshaft machen. Viele Ewenken mussten ihre angestammten Gebiete verlassen, Kinder wurden in Internate gesteckt und entfernten sich von Lebensweise und Know-how ihrer Eltern. Die Identitätsfindung von Minderheiten hatte sich erübrigt.

Das neue Leben hinterließ viele Ewenken orientierungslos. Mit der von oben aufgedrückten „Modernisierung“ kamen sie nicht zurecht – im Gegensatz zu vielen Russen, die sich schneller an die veränderte Situation anpassten. Fazit: Die Selbstachtung eines ganzen Volkes sank auf den Nullpunkt.

Heute leben in Burjaten etwa 2.000 Ewenken. Sie siedeln vor allem im Norden des Baikalsees, in der schwer zugänglichen Region Baunt im Osten des Landes und im weiter westlich gelegenen Distrikt Kurumkan. Russische und burjatische Sprachen, Bräuche und Arbeitsweisen haben sie übernommen.

Die soziale Situation der Ewenken bleibt auch nach dem Ende der Sowjetunion schwierig, die Arbeitslosigkeit ist – wie in ganz Burjatien – hoch. Dennoch: Seit einigen Jahren besinnen viele sich wieder ihrer Herkunft. In den Städten fördern sie ewenkische Musik, ewenkischen Tanz und ewenkischen Journalismus. Auf dem Land gehen sie jagen oder investieren in Rentiere – genau wie Juri Iwanowitsch Tschernoew aus dem Dorf Cholodnaja.

7.1 Der Rentierzüchter

Ich beegne Juri zum ersten Mal in Ulan-Ude. Er ist mit dem Flugzeug aus dem Norden der Republik gekommen, um am ewenkischen Fest Boldjor teilzunehmen. Alle zwei Jahre treffen sich Ewenken aus Burjatien, Jakutien, China und anderen Regionen. Sie diskutieren über ihr Volk, sitzen beisammen und feiern, machen Musik, genießen die ewenkische Küche. Und: Sie präsentieren ihre Kunst. In einer Ausstellung zeigen sie Wandbilder aus Robbenfell, Schuhe vom Rentier, Puppen aus Zobel.

Pawel, ein ewenkischer Künstler, hat mir den Kontakt zu Juri vermittelt. Bei der Eröffnungsausstellung lerne ich den Rentierzüchter kennen. Er ist ein zurückhaltender, etwas bulliger Mann mit einem markanten, besorgt dreinblickenden Gesicht. Sicher könne ich ihn und seine Familie besuchen kommen, sagt er. Wenn ich allerdings die Rentiere sehen wolle, müsse ich Zeit mitbringen. Dazu müssten wir in die Taiga fahren. Und das werde einige Tage in Anspruch nehmen.

Wenige Tage später sitze ich im Flugzeug nach Nischneangarsk, einer kleinen Stadt im äußersten Norden des Baikalsees, etwa 400 Kilometer von Ulan-Ude entfernt. Es ist Mitte September. Als das Flugzeug zur Landung ansetzt, bin ich überwältigt: strahlender Sonnenschein, tiefblauer Himmel, Unmengen von Birken in wunderschönsten Herbstfarben – und der Baikal, umgeben von schneebedeckten Bergmassiven. Das ist sie, die Perle Sibiriens, der Brunnen des Planeten, das Kleinod des Klaus Bednarz. Endlich. Fast den ganzen Sommer über hatte sich der Gigant von seiner schlechtesten Seite gezeigt: grau, verhangen, verregnet, die Sicht aufs gegenüberliegende Ufer durch Nebel und Rauch verdeckt.

Wie verabredet holt mich Galina ab. Sie ist Vorsitzende des ewenkischen Komitees in der Region. Die große, burschikose Frau hatte zugesagt, mich bei der Organisation meines Aufenthalts im Norden der Republik zu unterstützen. Sie weiß: Mein vordringlichstes Anliegen ist es, zu Juri und seiner Familie zu kommen.

Wir fahren zu Galinas Büro in der Stadtverwaltung. Hier warte ich fünf Stunden, bis ich erfahre, dass man mich leider erst am nächsten Morgen ins 15 Kilometer entfernte Cholodnaja bringen kann.

Pünktlich um neun holt mich Galinas Schwiegersohn am nächsten Tag ab. Wir fahren am Baikal entlang durch dichten Herbstwald. Die Straßen sind kurvig, mein Fahrer plaudert lustig daher und steuert sein Auto so halsbrecherisch, dass ich die schöne Stimmung kaum zu genießen wage. Mit heilen Knochen landen wir 20 Minuten später vor Juris Haustür. Der Tag ist freundlich, die Sonne strahlt, das Dorf schmiegt sich gemütlich an einen Berghang, bunte Birken verwöhnen den Blick, aus den Holzhäuschen

steigt Rauch auf, die Straßen sind ruhig, nur ein paar Menschen, hier und da ein Hund – Idylle pur.

7.2 Alptraum, schön verpackt

Wenige Menschen haben ab und an das Glück, diese Atmosphäre zu genießen. Cholodnaja hat nur ein paar Hundert Einwohner. Hier lebt ein Potpourri aus Ewenken, Russen und Burjaten.

Eigentlich sollte ich gleich nach meiner Ankunft zu den Rentieren in die Taiga fahren – mit dem deutschstämmigen Michel und seinem geländegängigen Militärfahrzeug. Aber weder Michel noch seine Wunderkarre sind zu sehen – und niemand weiß, ob sie überhaupt auftauchen. Doch: Ich habe Glück. Nach schlappen anderthalb Tagen sind die beiden sowohl eingetrudelt als auch startklar. In der Zwischenzeit bin ich zu einer längst geahnten Erkenntnis gelangt: Die Idylle von Cholodnaja ist ein Privileg des ersten Blicks.

Tatjana, eine Bewohnerin des Dorfes, hat mich unter ihre Fittiche genommen. Gemeinsam machen wir einen Streifzug durch ihre Heimat. Wir besuchen die Schule und eine ewenkische Babuschka (jede ältere Frau in jedem russisch-burjatischen Dorf wird von jedem Bewohner Babuschka, Großmutter, genannt). Nach einem starken Tee ziehen wir weiter. Wir nähern uns dem Nachbarhaus. Weil die Grundstücke in den Dörfern von hohen Bretterzäunen umgeben sind, weiß man nie, was einen dahinter erwartet. In diesem Fall staune ich nicht schlecht: Auf einem Holzboden im Innenhof liegen unzählige tote Wasserratten mit abgezogenem Fell. Auf der Treppe zum Haus sitzt ein junger Mann mit einem Holzbrett zwischen den Beinen. Eines der Tiere hat er auf das Brett gespannt. Er kratzt ihm das letzte Stückchen Fleisch vom Leibe. Ich frage ihn, was er denn mit der Haut vorhabe. „Mützen machen“, sagt er wortkarg. Ein Foto gestattet er nicht. Offensichtlich arbeitet er illegal – wie so viele Menschen in den vergessenen Dörfern Burjatiens.

Wir ziehen weiter, sammeln Tatjanas angetrunkenen Gatten ein und gehen zum Fluss in dem kleinen Wäldchen am Dorfrand. Hier sitzen ein paar Männer am Lagerfeuer. Sie haben Wodka besorgt und Fisch aufgespießt – Okun, eine Spezialität der Region. Es ist gegen Mittag. In den nun folgenden Stunden sitzen wir am Feuer und unterhalten uns. Wir essen Fisch und mitgebrachte Kartoffeln, meine Gastgeber rauchen ununterbrochen Zigaretten, trinken Bier und Wodka. Zwischendurch bitten sie mich, zum Laden zu gehen und Nachschub zu holen.

Wir haben es uns inmitten einer sibirischen Traumlandschaft gemütlich gemacht – ich und lauter fremde Erwachsene, die Zeit haben, den ganzen Tag am Lagerfeuer zu verbringen. Zu singen. Zu lachen. Zu reden. Mitten in der Woche. An einem Dienstag – beneidenswert.

Doch: Je mehr Zeit vergeht, desto weniger vergnüglich ist unser Zusammensein.

Der Alkoholpegel meiner Gefährten steigt so stark, dass sie Stunden später nur noch nach Hause taumeln können. Tatjanas Bruder bleibt auf der Strecke, er sinkt am Wegesrand zusammen. Die anderen interessiert das nicht.

Im Laufe des nächsten Tages bemerke ich, dass sich fast die Hälfte der Bewohner Cholodnajas wankend fortbewegt. Dass viele Menschen aufgeschlagene, blutunterlaufene, geschwollene Gesichter haben. Aus der Ferne beobachte ich ein Handgemenge zwischen mehreren Männern. Ich begegne einem Ehepaar, das sich auf offener Straße hemmungslos streitet. Ich treffe eine Frau, die so betrunken ist, dass sie nicht einmal merkt, wie ihr das Blut von den Wangen läuft. Ich lerne Kinder kennen, die ihren Eltern weggelaufen sind, weil sie deren Alkoholsucht nicht mehr ertragen können.

7.3 In der Taiga

Zum Beispiel Tatjanas Sohn, der 13-jährige Valerij. Er und seine beiden älteren Brüder leben und arbeiten seit einigen Jahren bei Juri und seiner Familie. „Die Tschernoews sind die einzigen, die wirklich was auf die Beine stellen. Sonst gibt es hier doch keine Arbeit. Das Einzige, was man tun kann, ist Gemüse anbauen, Fische fangen oder in den Wald gehen und jagen“, sagen die Dorfbewohner.

Und tatsächlich: Den Tschernoews geht es besser als den meisten Menschen in Cholodnaja. Mit ihren Rentieren haben sie sich einen bescheidenen Wohlstand geschaffen. Sie können es sich leisten, Leute zu beschäftigen - in der Taiga und auf dem großen Kartoffelacker im Dorf.

Bis vor wenigen Jahren war Juri selbst schwerer Alkoholiker. Aus eigener Kraft hat der Mittfünfziger es geschafft, dem Wodka zu entsagen. Der Handel mit den Rentieren gibt ihm Kraft und neuen Lebensmut. Fell, Fleisch, Milch, Geweih - für Geschäftsmann Juri ist das Rentier ein wirtschaftliches Allroundtalent. Auch aus der Schönheit der Landschaft schlägt er Kapital. Für umgerechnet 300 Euro bringt Juri Touristen in die Taiga. Hier leben sie in Holzhütten und genießen die Natur.

Auch für mich ist nun endlich die Zeit gekommen, die Taiga kennen zu lernen. Mit Michel und Juris zweitältestem Sohn Pawel mache ich mich auf den Weg. Es wird die abenteuerlichste Fahrt meines Lebens. Unsere

schwere Militärmaschine kämpft sich durch Flüsse, überfährt Sträucher und riesige Steine und manövriert uns durch eng bewachsene Waldwege.

Nachts um zwei haben wir acht Stunden Fahrt hinter uns – und ganze 110 Kilometer geschafft. Wir halten auf einem freien Feld. Hier grasen Rentiere bei einer winzigen Wellblechhütte. Zwei Pritschen und ein kleiner Ofen haben darin Platz. Pawels Bruder und ein junger Mann aus Cholodnaja liegen auf ihrem Nachtlager. Sie haben es sich beim Schein einer Petroleumlampe gemütlich gemacht. Nach kurzer Begrüßung fahren wir weiter und halten an einer nahe gelegenen Anhöhe. Hier stehen zwei weitere Hütten. Die beiden Männer, die hier leben, freuen sich über den späten Besuch. Auch sie wachen über die knapp 500 Rentiere, die auf dem großen Terrain von Juris Familie verstreut sind – damit Wilderer keine Chance haben, die Tiere zu jagen.

Die Männer sind hier oben völlig unabhängig, Lichtjahre entfernt von jeglicher Zivilisation. Der einzige Kontakt zur Außenwelt: Die geländegängigen Fahrzeuge der Familie, die ab und zu Verpflegung oder Menschen vorbeibringen.

Auch Pawel wird den Winter hier verbringen. Er ist froh darüber. „In der Taiga bin ich frei. Ich kann machen, was ich will, bin eins mit der Natur“. Das Leben in Cholodnaja gefällt ihm nicht. „Zuviel Alkohol, zu viele Schlägereien“. Die Hütte, in der Pawel den Winter verbringen wird, ist von Taigawäldern umgeben, von Schnee und Bergen, kleinen Bachläufen, klarem Wasser und Rentieren. Es ist eine Welt mit besonderem Zauber. Das finden auch Pawels Eltern und Geschwister. Und deshalb freuen sie sich auf den Juni. Dann wird die ganze Familie die winterliche Unterkunft in Cholodnaja verlassen und in der Taiga ihr Sommerlager aufschlagen. Gemeinsam werden sie hier leben – bis es Ende August zu kalt wird und die Ernte im Dorf auf sie wartet.

Juri hat fünf Kinder. Zu Beginn des Jahres ist sein ältester Sohn bei einem Asthmaanfall in der Taiga ums Leben gekommen. Er war ledig – genau wie seine Geschwister, die zwischen 23 und 30 sind. Für Burjatien ist das ungewöhnlich. Wer hier mit Mitte 20 nicht unter der Haube ist, wird schräg angesehen – besonders auf dem Land. Doch wo jemanden finden? „Die Taiga ist einsam, Cholodnaja betrunken, und in die Stadt komme ich nicht“, meint Pawel lakonisch.

Nach einer kurzen Nacht auf Rentierfellen und einem deftigen Frühstück fahren wir am nächsten Vormittag zu den Tieren an der Wellblechhütte. Sie sind zahm und ziemlich faul. Nur die Herren der Schöpfung sind brünstig und laufen ab und zu erregt schnaufend hinter einem Weibchen her. Auch sie werden früher oder später irgendwo in Russland verspeist, und ihr Fell wird einen fröstelnden Menschen wärmen. Wir verweilen ein paar Stündchen bei

Pawels Bruder und den Tieren. Dann verlassen Michel und ich diese heile, aber harte Welt. Acht Stunden Fahrt durch die wilde Taiga liegen vor uns – und ein Dorf, in dem die Hoffnung ein seltener Gast ist.

8. Schamanismus

Vielleicht ist Cholodnaja ein Extremfall. Es heißt, Ewenken würden den Alkohol aus biologischen Gründen besonders schlecht vertragen. Doch: Wodka- und Bierkonsum sind auch aus dem Leben vieler Russen und Burjaten nicht wegzudenken. „Eigentlich haben wir goldene Hände. Wir sind sehr begabte Künstler, Handwerker, Musiker. Aber der Alkohol zerstört die Menschen“, erzählt mir eine junge Russin, die mir ab und zu beim Übersetzen hilft.

Auch aus religiösen Zeremonien ist der Alkohol in Burjatien nicht wegzudenken. Zum Beispiel, wenn die Menschen ihren Göttern Opfer bringen. Dann gießen sie Wodka ins Feuer oder sprengen ein paar Tropfen in die Luft.

Solche Rituale haben ihren Ursprung im Schamanismus. Bis heute hängen viele Burjaten diesem Glauben an. Für sie hat jeder Berg, jeder Stein, jeder Fluss eine Seele. Den Baikalsee verehren sie besonders. Hier gibt es unendlich viele „Heilige Orte“ – genau wie im Rest der Republik. Meist liegen sie in der Nähe eines Berges. Denn: Eine Erhebung gilt als besonders sakral. Hier ist man den Göttern am nächsten.

Oft steht an Heiligen Orten ein sogenannter Obo – eine Gottheit, symbolisiert durch einen Pfahl oder eine Gestalt aus Holz. Früher banden die Menschen zum Zeichen ihrer Ehrerbietung Stoffetzen um die Obos. Sie schrieben Gebete und Wünsche auf den Stoff, der möglichst von einem Kleidungsstück stammen sollte, das sie am Körper trugen. Heute hat sich das Ritual verändert. Wenn die Gläubigen Stoff um den Holzgott knoten, sprechen sie ihre Wünsche in Gedanken. Gibt es keinen Obo, nehmen sie eine Pflanze – weshalb an heiligen Stellen oft bunte Bäume oder Sträucher stehen. Wer keinen Stoff hat, hinterlässt einen Rubel, ein Streichholz, eine Zigarette oder eine Visitenkarte.

Möchte jemand den Göttern besondere Aufmerksamkeit schenken, genehmigt er sich am heiligen Ort ein Picknick, Wodka inklusive. Bonbonpapiere, leere Flaschen und anderen Abfall lässt er liegen – den Geistern darf nichts entrissen werden. So stapeln sich an vielen heiligen Stellen Müllhaufen, die vor allem aus zerbrochenen Glasflaschen bestehen.

Wer keine Zeit zum Wodkatrinken hat (der Hochprozentige hat übrigens im Laufe der Jahrhunderte die Milch verdrängt – ein wichtiges Getränk

der Burjaten, das u.a. die Reinheit der Gedanken symbolisiert), sollte im Vorbeifahren wenigstens ein paar Kopeken aus dem Fenster werfen. So stimmt er die Geister gnädig – und sorgt dafür, dass er selbst beschützt ist.

8.1 Die Macht der heiligen Orte

Ich bin mit der Organisation Firm und einer deutschen Reisegruppe im Zabaikalsk- Nationalpark unterwegs. Einer der Betreuer ist Juri Mangutow, ein Burjate Ende 20. Juri arbeitet in einer Textilfirma in Ulan-Ude. Hier ist er auch geboren. Seine Eltern kommen aus Ranschurovo. Der kleine Ort in der Nähe des Baikalsees ist schamanistisch geprägt. Deshalb ist auch Juri Anhänger des Schamanismus. Denn: Kinder übernehmen ihren Glauben automatisch von den Eltern. Für Juri ist das keine Formalität. „Für die Reise in den Park habe ich extra Geld gewechselt. Ich brauche genügend Kopeken. Schließlich möchte ich nicht, dass mir ein Unglück zustößt“, erzählt er. Schon zweimal habe er einen Unfall gehabt, weil er heilige Stellen übersehen habe. „Vor einigen Jahren bin ich mit ein paar Freunden über eine Brücke gefahren, in deren Nähe ein heiliger Platz war. Kurze Zeit später gab unser Auto den Geist auf. Wir versuchten, es zu reparieren – erfolglos. Plötzlich kam ein Mann und erzählte uns, dass in der Nähe eine heilige Stelle ist. Wir gingen sofort dorthin, ehrten die Götter und hinterließen einige Rubel. Als wir zurück zum Auto kamen, sprang es nach kurzer Zeit wieder an“.

Gemeinsam mit Juri betreut meine Gastgeberin Larissa die deutsche Gruppe. Larissa ist Buddhistin und kommt aus Nowosibirsk, wo der Schamanismus keinerlei Bedeutung hat. Dennoch glaubt auch sie, dass die Baikalregion von einer ganz besonderen Magie beseelt ist. „Als meine Eltern in Burjatien zu Besuch waren, haben sie an einer heiligen Stelle einen Zweig abgeschnitten und mit zu uns nach Hause gebracht. Am gleichen Tag wurde meine Tochter Isabella krank. Ich rügte meine Mutter und sagte ihr, das könne Unglück bringen. Als Isabella nicht gesund wurde, entfernte meine Mutter den heiligen Zweig aus der Wohnung. Schon am gleichen Nachmittag ging es meiner Tochter wieder besser“, erzählt die 30-jährige. Wenn man wolle, könne man daran glauben, dass Isabellas Krankheit eine Rache der Geister war. „Auf jeden Fall können wir mit dem Schamanismus vieles erklären, was rational nicht zu verstehen ist“. Dieser Ansicht sind viele Menschen in Burjatien, seien sie Russen, Ewenken oder Burjaten, Buddhisten oder Schamanisten.

8.2 Schamanen

Wenn schwierige Entscheidungen anstehen, geht Larissas Mann Sorik schon mal zu einem Schamanen. Dabei ist er weit entfernt von bedingungsloser Verehrung. „Schamanen sind oft schwierige Leute, sie sind entweder total verstockt oder ziemlich kommerziell. Aber sie können dich beraten und dir wichtige Impulse für dein Leben geben“, erklärt er mir. Viele Burjaten haben dieses Bedürfnis nach einer höheren, vermittelnden Instanz. Seit dem Ende der Sowjetunion bekennen sie sich auch öffentlich wieder dazu – genau wie die Schamanen selbst. Als Vermittler zwischen Menschen und Geistern haben sie die Macht, ihren Schützlingen die Zukunft vorauszusagen und sie von Krankheiten zu heilen. Sie beten um ihr Glück und befreien sie von bösen Geistern. Sie segnen sie, wenn sie geboren werden oder heiraten – und wenn sie wollen, bringen sie Unheil und Krankheit über die Menschen.

Ein Schamane „vererbt“ seine Fähigkeiten meist einem Familienmitglied. Der Auserkorene muss sein Schicksal akzeptieren, will er nicht krank werden oder den Tod erleiden. Ein kleiner Trost bleibt auch dem Widerwilligen: Schamanen genießen hohes Ansehen – vor allem auf dem Land.

8.3 Exkurs: Schamanismus auf Olchon

Eine besondere Rolle spielt der Schamanismus auf der Baikalinsele Olchon, die – entgegen anders lautender Berichte in der deutschen Presse - nicht zur Republik Burjatien, sondern zum Irkutsker Gebiet gehört. Die Insel hat etwa 1.500 Einwohner, fast die Hälfte sind Burjaten.

Während der Sowjetunion war Olchon Zufluchtsort für Schamanen. Heute treffen sich hier völlig unbehelligt heilige Männer aus aller Welt. Sie tauschen sich aus, zelebrieren Rituale und heilen sich gegenseitig. Normalsterbliche pilgern auf die Insel, um an heiligen Plätzen Tuchfühlung mit der Götterwelt aufzunehmen. Und Touristen lassen sich bei einer Stippvisite schamanistische Rituale vorführen – zum Beispiel die Reisegruppe aus Dänemark, die nur ein paar Stunden auf der Insel verweilt. Zu ihrer Unterhaltung ist Valentin Schagdaew nach Olchon gekommen. Er ist einer der bekanntesten Schamanen der Region. Vor dem Hintergrund des heiligen Schamanenfelsen, der malerisch aus dem Baikalsee ragt, erzählt er den Touristen von Ritualen und Bräuchen. Er singt ein paar Lieder, lädt seine Gäste zum Gruppentanz ein, lässt sich mit ihnen ablichten, begleitet sie zum Mittagessen und erklärt ihnen, dass man vor dem Wodka trinken zu Ehren der Götter ein paar Tropfen des köstlichen Wasserchens in die Luft sprengt. Anschließend verabschiedet er sich, quält sich aus seiner

strahlend blauen Tracht und schleicht sich ungesehen vom Gelände. Die Touristen sollen nicht merken, dass er ein „ganz normaler Mann“ ist.

9. Buddhismus

Während meiner ersten Wochen in Burjatien verwirren mich viele der Beobachtungen, die ich in punkto Religion mache. Eine klare Trennung zwischen Buddhismus und Schamanismus scheint es nicht zu geben. Vor buddhistischen Monumenten hängen Zweige voller Stofffetzen, Christen opfern an heiligen Stellen, Schamanisten lassen sich von buddhistischen Lamas beraten. Ich spreche mit Buddhismusexperten, Künstlern und Wissenschaftlern über diese Frage. Die plausibelste Erklärung kommt von Larissas Mann Sorik, einem Vollblutmusiker: „Burjatien ist schamanistische Erde, hier sind die Geister zuhause, sie leben in Seen und Bergen. Den Buddhismus gibt es hier erst seit wenigen Jahrhunderten. Da ist es ganz klar, dass er sich anpassen musste“.

9.1 Eine kurze Einführung

Hilfreich für die friedliche Koexistenz beider Religionen ist sicher, dass sie in wichtigen Punkten miteinander vereinbar sind. Bestes Beispiel: die Achtung der Natur, die bei beiden sehr ausgeprägt ist.

Der Buddhismus (auch Lamaismus genannt) kommt im 17. Jahrhundert von Tibet über die Mongolei nach Burjatien und findet schnell Anhänger. Viele Menschen beschäftigen sich mit den heiligen Büchern Tibets – und verehren gleichzeitig ihre alten Götter. Als Religion der Toleranz übernimmt der Buddhismus schamanistische Bräuche. Viele Lamas beginnen, als Schamanen zu wirken.

1741 ernennt der Zar ein lamaistisches Oberhaupt – schließlich soll der russische Buddhismus von Tibet unabhängig sein. Im 19. Jahrhundert gibt es einen wahren Boom: Fast jeder fünfte Mann auf burjatischem Gebiet ist Buddhist, und es entstehen mehr und mehr Datzans (Tempel). Viele von ihnen werden in der Stalinzeit wieder zerstört. Lamas werden verfolgt und in Zwangslager gesteckt. Dennoch kann sich auch der Buddhismus über die offiziell religionslose Sowjetzeit hinwegretten. Seit gut zehn Jahren ist er nun wieder im Aufwind. Überall in Burjatien entstehen buddhistische Tempelanlagen – zum großen Teil von privaten Geschäftsleuten finanziert. Menschen besuchen Datzans, um ihren Göttern Opfer zu bringen. Und in

den Städten treffen sich Gruppen, die unter Anleitung eines Lehrers buddhistische Rituale vollziehen.

Dreh- und Angelpunkt des Buddhismus in Russland ist nach wie vor die Klosteranlage von Ivolginsk. Hier lebt auch der Hambo-Lama, der ranghöchste Lama der Russischen Föderation.

9.2 Der Tempel von Ivolginsk

Es ist absurd: Obwohl Stalin und seine Schergen die Buddhisten in Arbeitslagern gefangen hielten, bauten sie ihnen 1949 einen Tempel – in Gedenken an ihre Heldentaten im Zweiten Weltkrieg.

Der Ivolga-Datzan liegt nur eine halbe Autostunde von Ulan-Ude entfernt. Mein erster Eindruck: Auf dem großen Gelände mit seinen Tempeln und Holzhäusern gibt der Tourismus den Ton an. Am Eingang empfangen mich Andenkenstände mit kitschigen Souvenirs aus China und der Mongolei. Die Erlaubnis zu fotografieren muss ich mir erkaufen, und auch das Museum ist für burjatische Verhältnisse recht teuer.

Ich bin mit Dschingis verabredet, einem Lamaanwärter Mitte 20. Er hat mich eingeladen, bei ihm und seiner Mutter zu wohnen. In roter Lamakutte kommt er auf mich zu. Er soll eine Gruppe koreanischer Touristen durch die Anlage führen, und so begleite ich ihn. Im Uhrzeigersinn bewegen wir uns auf dem großen Gelände – vorbei an Gebetstrommeln, Wohnhäusern und der buddhistischen Akademie. Dschingis erzählt uns, dass hier über 100 Studenten eingeschrieben sind. Auch er gehört dazu. Die jungen Männer kommen aus verschiedenen Regionen der Republik. Die meisten von ihnen wohnen mit ihren Lehrern in Häusern auf dem Klostergelände. Neben vielen anderen Fächern lernen die Studenten altmongolisch, tibetisch und englisch. Intensiv widmen sie sich der buddhistischen Lehre Burjatiens, die sich von tibetischen Grundsätzen kaum unterscheidet. Insgesamt 5 Jahre dauert das Studium. Erst dann darf ein Student sich Lama nennen. Wir erfahren, dass viele Tempel in den Provinzen schon auf die Absolventen warten, denn noch gibt es nicht genügend Lamas in Burjatien.

Auf dem Gelände stehen mehrere Tempel, das älteste aus buntem Holz. Die neueren Datzans sind aus Stein und wirken ziemlich nüchtern – von außen. Als wir ins Innere des Haupttempels kommen, bin ich überwältigt: Diese Farben! Überall hängen bunte Deckenbehänge und Gebetstücher, und auch die Sitzkissen der Lamas sind absolut farbenfroh.

Auf die Simse der bemalten Säulen haben die Gläubigen Münzen, Reiskörner und Streichhölzer gelegt. Gläserne Kästen voller Kopeken erwarten neue Spender, und ein großer Tisch bietet Platz für Opfergaben. Von

der Rückwand des Raumes blicken mir unzählige Buddhas entgegen. In ihrer Mitte stehen eine überdimensionale Buddhastatue und ein Bild des Dalai Lama, der auch in Burjatien verehrt wird. Einige Gläubige beten andächtig, die Handflächen aneinandergelegt. Andere verbeugen sich und gehen rückwärts zum Ausgang – ein Zeichen des Respekts vor Buddha, dem man nicht den Rücken kehren sollte. Bevor wir den Tempel verlassen, sehen wir einen Mann, der aus einer Teekanne Wasser trinkt und sich die Haare beträufelt – ein buddhistisches Reinigungsritual.

Die Führung ist vorbei. Gemeinsam mit Dschingis verlasse ich das Gelände. Über eine knarrende Holzbrücke gehen wir ins nahegelegene Verhnyaya Ivolga. In dem kleinen Dorf wohnt der künftige Lama mit seiner Mutter und vier Katzen. Das Häuschen, das wir betreten, ist ärmlich. Es gibt einen zugigen Bretterverschlag, der als Küche dient. Ein Durchgangszimmerchen für Ofen und Kühlschrank. Und einen Wohnraum mit abgeschabten Holzdielen. Hier stehen Dschingis' Schreibtisch und ein kleiner Altar – und hier schläft der junge Mann mit seiner Mutter im Ehebett. Fließendes Wasser gibt es nicht, wie meist in burjatischen Dörfern. Glücklicherweise liegt das Dorf an einem kleinen Flüsschen, aus dem Dschingis Wasser schöpft. Die vollen Eimer schleppt er in den Garten. Hier befindet sich eine Art Wasserhahn: Eine durchgeschnittene Flasche, die mit der Öffnung nach unten an ein Holzbrett gehängt ist. Dreht man den Verschluss auf, tröpfelt Wasser heraus. „Ich bin nicht für Luxus zu haben“, sagt Dschingis. „Das einzige, was man braucht, ist ein Dach über dem Kopf und etwas zu essen“. Immerhin: Ivolga hat elektrisches Licht. Manch anderes Dorf in Burjatien ist schon seit 10 Jahren vom Stromnetz abgeschnitten. Mit dem Ende der Sowjetunion gehörte die staatlich garantierte Stromversorgung der Vergangenheit an.

Zuhause angekommen, wirft Dschingis seine Kutte ab und streift sich einen Wollpullover über. „Unser Gewand tragen wir nur auf dem Gelände“, erzählt der 24-jährige. Wir setzen uns in die Küche und trinken Tee. „Ein burjatischer Lama kann ein ganz normales Leben führen“, sagt Dschingis. „Er darf eine Familie haben und in seinem eigenen Haus wohnen. Wenn er möchte, kann er sich fürs Zölibat entscheiden. Unsere Religion ist eben tolerant“.

Kurz darauf wird auch meine Toleranz auf die Probe gestellt. Dschingis schlägt mir vor, mich zum Schlafen neben seine kranke Mutter ins Ehebett zu legen. Ich lehne dankend ab. Nach langem Hin und Her kann ihn davon überzeugen, dass es für alle besser ist, wenn ich mich ins Durchgangszimmer auf den Boden lege. Nicht zum ersten Mal stelle ich fest: Privatsphäre ist in Burjatien ein echtes Privileg.

9.3 Buddhistische Zeremonien

Am nächsten Morgen wache ich ziemlich gerädert auf. Ich habe mir vorgenommen, einen buddhistischen „Gottesdienst“ zu besuchen. Um kurz vor neun mache ich mich auf den Weg. Auf dem Gelände ist es still, zwischen den Tempeln grasen Kühe, ein Lama dreht Gebetstrommeln, ein paar Hunde streunen durch die Gegend.

Es sind nur wenige Lamas, die sich auf den bunten Kissen im Haupttempel dem Lotussitz widmen. Ich lasse mich auf einer Bank nieder und lausche ihren Chorälen, einem vielstimmigen Sprechgesang in Alttibetisch und mongolisch.

Nach und nach treffen die Gläubigen ein. Es sind Männer und Frauen, junge und alte Menschen. Andächtig lauschen sie den Lamas, die sich im Takt der Musik wiegen. Eine Familie kommt herein und stellt Kekse, Bonbons und Getränke ab – Opfergaben, die sie später segnen lässt.

Die Lamas singen etwa anderthalb Stunden – und führen Rituale durch, die mir völlig unverständlich sind. Sie zünden Papier an, schwenken Pfauenfedern, streuen Salz, lassen die Gläubigen vor sich auf dem Boden knien. Zwischendurch stärken sie sich mit Tee und Gebäck.

Als alles vorbei ist, verlasse ich das Gelände – erstaunt über die vielen Zeremonien und die devote Haltung der Gläubigen. „Die Lamas in Ivolginsk vollziehen Rituale, die viele nicht verstehen“, kritisiert meine Gastgeberin Larissa. Sie selbst ist Mitglied einer buddhistischen Gruppe in Ulan-Ude. „Unsere Rituale sind die gleichen wie in Ivolginsk. Aber wir lernen wenigstens, was sie bedeuten – und das kann Jahre dauern“.

10. Die Altgläubigen

So komplex wie im Buddhismus geht es bei den Altgläubigen nicht zu. Die selbsternannten „wahren Christen“ spalteten sich im 17. Jahrhundert von der russisch-orthodoxen Kirche ab. Sie verweigerten sich den Reformen von Patriarch Nikon, der die Liturgie veränderte und Kirchenbücher umschreiben ließ. In den folgenden Jahren gründeten die Altgläubigen eigene Siedlungen. Sie mieden Kontakte zu Andersgläubigen, folgten einem strengen Moralkodex und verzichteten auf Alkohol, Tabak und Kaffee. Weil die „Semeiski“ (Semja = Familie) in Russland verfolgt wurden, flüchteten sie nach Polen. Hier blieben sie etwa 100 Jahre. Als Teile Polens im 18. Jahrhundert dem Russischen Reich zugesprochen wurden, verbannte man die Altgläubigen nach Sibirien.

Heute gibt es noch etwa 200.000 „wahre Christen“. Die meisten leben in Burjatien und im benachbarten Gebiet Tschita. Die UNESCO nahm die Altgläubigen als einzige russische Volksgruppe in die Liste der „Masterpieces of the oral and intangible heritage“ auf – ihrer einzigartigen Gesangkunst sei Dank.

10.1 Tourismus pur

Ich bin mit einer Reisegruppe der Organisation FIRN unterwegs. Wir fahren von Ulan-Ude nach Tarbagatai, einem der bekanntesten Dörfer der Altgläubigen. Mitten in der Walachei halten wir an. Am Fuße eines Berges begrüßen uns vier Russen. Sie tragen festliche Kostüme und laden uns ein, die Anhöhe zu erklimmen. Die Mühe lohnt. Unser Blick schweift über gewaltige Bergmassive und den breiten Fluss Selenga, der sich seinen Weg durch die Täler bahnt. Eine der Frauen gesellt sich zu uns und erzählt von den Altgläubigen. Wir erfahren, dass Mitte des 18. Jahrhunderts etwa 450 Familien in das Gebiet von Tarbagatai kamen. Hier leben bis heute vorwiegend Altgläubige. Doch auch christlich-orthodoxe Russen und Burjaten gesellten sich zu ihnen. Sie kamen, als das Stalinregime alle altgläubigen Kirchen zerstörte und führende Priester in den Gulag verbannte. Das war in den 30er Jahren. Seitdem haben sich Sitten und Bräuche vermischt.

Noch während wir auf der Anhöhe sind, geben uns die Altgläubigen eine Kostprobe ihrer Gesänge. Die Lieder sind wunderschön – vielschichtig, rhythmisch verschachtelt und sehr melancholisch.

Nach dem kleinen Konzert steigen wir den Berg hinab und steuern auf Tarbagatai zu. Hier stehen viele bunt bemalte Häuser – typisches Indiz für ein altgläubiges Dorf. Vor einem Museum steigen wir aus. Wieder dürfen wir uns ein Konzert anhören. Dann erzählt Galina uns von den farbenprächtigen Kostümen, die heute nur noch zu besonderen Festen und für Touristen getragen werden. Sie schnappt sich eine Frau aus unserer Gruppe und kleidet sie in eine altgläubige Tracht. Nebenbei klärt sie uns auf: „Die Altgläubigen sind fleißiger und sauberer als andere Menschen in Burjatien. Sie sind begabte Sänger, ziemlich heiter - ja, und vielleicht ein bisschen arrogant“.

Nach der Show entledigt sich Galina ihrer Tracht und begleitet uns in ein Privathaus. Hier sollen wir zu Abend essen. Die Besitzerin bedient uns wie in einem Restaurant, Raum für Gespräche lässt sie nicht. Mit 1.000 Fragen verlassen wir Tarbagatai. Einen Eindruck vom Leben der Menschen haben wir nicht bekommen.

10.2 Der ganz normale Alltag

Was ist nun dran an dem Mythos, dass viele Altgläubige noch immer so leben wie vor 300 Jahren? Um das herauszufinden, mache ich mich auf den Weg nach Sagan. Das altgläubige Dorf liegt etwa 100 Kilometer südlich von Ulan-Ude. Von hier ist es nicht mehr weit bis in die Mongolei.

Sagan war bis vor wenigen Jahrzehnten ein geteiltes Dorf. Im alten Teil lebten Russen und Burjaten, im neuen Sagan siedelten Altgläubige. Erst 1960 begannen die Menschen, überkonfessionelle Ehen zu schließen. Der erste Schritt zu einem vereinten Dorf war getan.

Ich komme bei Ludmilla Radinowi und ihrem Mann Nikolai unter. Sie ist Direktorin der einzigen Schule, er freiberuflicher Tierarzt. Die beiden sind freundliche, aufgeschlossene Leute, die von morgens bis abends arbeiten. Von ihren Berufen allein können sie nicht leben, die Löhne sind schlecht. Und so haben sie sich eine beachtliche Landwirtschaft aufgebaut. Sie züchten Schweine, Kühe, Gänse und Hühner, haben ein riesiges Kartoffelfeld und einen Garten mit Gemüse für den täglichen Bedarf. Für die meisten Dorfbewohner in Burjatien ist ein solches „Doppelleben“ völlig normal.

Zwar kann ich mich auch in Sagan vor offiziellen Veranstaltungen nicht retten – angeblich bin ich die erste Ausländerin, die jemals hierher gekommen ist, und so bescheren mir die beiden Dorfhöre ein wunderschönes Konzert. Dennoch lerne ich ein bisschen mehr über den altgläubigen Alltag als in Tarbagatai – und stelle fest, dass die Semeiski mittlerweile genauso leben wie Russen, Burjaten und Ewenken. Sie rauchen, trinken Alkohol, leben friedlich mit Menschen anderen Glaubens zusammen und besuchen sogar die gleiche Kirche. Für viele Menschen hat ihre Abstammung kaum mehr Bedeutung. Sie müssen erst überlegen, was eigentlich typisch altgläubig ist an ihrem Leben. Dann fällt ihnen ein, dass sie hart arbeiten und eigensinnig sind.

Dennoch: Es gibt sie noch, die altgläubige Identität, in erster Linie geprägt durch die gemeinsame Geschichte, das Schicksal als Vertriebene und die Musik. Besonders seit Anfang der 90er Jahre bekennen sich die Menschen wieder zu ihrer Herkunft – auch in Sagan.

Ich sitze mit Ludmilla am Küchentisch, über uns ein kleiner Altar mit Ikonenbildern. Der Alltag lässt ihr und Nicolai wenig Zeit, über ihr Selbstverständnis als Altgläubige nachzudenken. Trotzdem freut sie sich, dass ihre Kultur im Aufwind ist. Dass es in ihrer Schule Kinderchöre gibt, die in altgläubigen Kostümen auftreten. Und dass in Sagan endlich wieder eine altgläubige Kirche gebaut wird.

Immerhin: Solche Entwicklungen lassen hoffen, dass die Altgläubigen sich nicht eines Tages nur noch als „Paradiesvögel“ vermarkten.

11. Nichtregierungsorganisationen

Schon zu Beginn meiner Reise stelle ich fest: Es gibt in Burjatien unzählige Initiativen, die sich für den Erhalt des Baikalsees, für nachhaltiges Wirtschaften, umweltgerechten Tourismus und die Weiterbildung von Jugendlichen engagieren. Da ist der Amerikaner Bill Müller mit seiner Organisation Reap International, der jedes Jahr den sogenannten Green Walk durchführt – eine Wanderung, bei der Teilnehmer aus aller Welt Menschen und Umwelt in Burjatien näher kommen. Da ist die Nichtregierungsorganisation „Together with Baikal“, die ökologische Sommercamps für Jugendliche organisiert. Da ist Sergej Schebaew mit seiner „Regionalen Burjatischen Abteilung für den Baikalsee“, die Umweltgesetze mitentwickelt und sich gegen den Bau von Ölpipelines in der Baikalregion stark macht. Und natürlich sind da FIRN und GRAN, die sich im Ökotourismus, in der Umweltbildung und im Naturschutz engagieren – und dabei eng mit deutschen Partnern zusammenarbeiten.

11.1 Firn

Das Büro von Firn liegt in der Nähe des Zentralen Marktes von Ulan-Ude. In einem ca. 30 Quadratmeter großen Raum stehen auf kleinen Tischen 10 Computer. Die Atmosphäre ist geschäftig, es ist ein ständiges Kommen und Gehen. Ein paar Frauen diskutieren am Besprechungstisch, mehrere Leute telefonieren, ein junger Mann begrüßt Gäste, jemand versucht, einen Text zu schreiben. Zu Stoßzeiten arbeiten im Büro von Firn bis zu 15 Leute.

Es sind gleich zwei Institutionen, die sich hinter Firn verbergen: die Nichtregierungsorganisation Club Firn, die sich weltweit für den Erhalt des Baikalsees engagiert und Umweltprojekte in ganz Burjatien unterstützt. Und der Reiseveranstalter Firn Travel, der nachhaltigen Tourismus organisiert und damit auch die wirtschaftliche Entwicklung fördern will.

„Wenn du die Welt entdeckst, entdeckst du dein Herz“, heißt es bei Firn. Das Programm: in Naturschutzgebiete reisen, Heilquellen besuchen, Berge besteigen, im Eis angeln. Die Philosophie: Einheimische einbeziehen, Umweltprobleme thematisieren, Kultur und Mentalität vermitteln, die ökonomische Situation erklären.

Dieses Anliegen teilt Firn mit seinem deutschen Partner, dem Reiseveranstalter Baikalexpress. Der Sibirienspezialist aus Vogtsburg hat in einer Nachhaltigkeitserklärung versprochen, Natur und Kultur im Reiseland zu schützen. Er hat sich verpflichtet, die wirtschaftliche Entwicklung seiner Geschäftspartner zu fördern, lokale Projekte zu unterstützen und private

Unterkünfte zu nutzen. Wer an seinen Reisen teilnimmt, soll nicht Tourist sein, sondern Gast.

Das „Rendezvous mit dem Baikalsee“ ist eine von mehreren Reisen, die der Baikalexpress gemeinsam mit Firn organisiert. Von Moskau aus fahren deutsche Urlauber mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Irkutsk. Hier beginnt ihre Entdeckungsfahrt durch die Baikaregion.

12. Rendezvous mit dem Baikalsee

Ich treffe die Gruppe auf Olchon: Fünf deutsche Urlauber und zwei Reiseleiter von Firn. Die Stimmung ist locker, freundlich und entspannt. Wir verbringen einen Tag auf der Insel und fahren am nächsten Morgen mit dem Schiff zum Zabaikalsk-Nationalpark, einem burjatischen Naturschutzgebiet. Unser Ziel: das schwimmende Hotel „Garmonia“ (Harmonie). Dichter Nebel begleitet uns während der 10-stündigen Fahrt auf dem Baikalsee. Erst als wir am frühen Abend in eine Meerenge einfahren, klart es auf. Unser Kapitän steuert auf eine einsame Bucht zu. Hier liegt ein Schiff, das zu einem schwimmenden Hotel umgebaut wurde. Die „Garmonia“ ist fast autark: Ein eigener Generator erzeugt elektrisches Licht, und das (fließende!) Wasser kommt aus dem Baikal. Damit nicht zu viel Energie verschwendet wird, gibt es vor allem abends Strom. Und auch das Wasser fließt nur dann, wenn wir es brauchen: nach dem Aufstehen und vor dem Schlafengehen. Obendrein achten Hotelmanager Vladimir und seine Mitarbeiter darauf, dass nicht zu viel Müll am Strand liegt. Aller Abfall wird später von einem Schiff abgeholt und in die nächst größere Stadt gefahren. Was dann passiert, weiß niemand so genau. Die meisten Dörfer und Städte in Burjatien haben am Ortsrand eine Müllkippe, frei nach dem Motto: Die Zeit wird's richten.

Zwei Tage verbringen wir auf der Garmonia. Strandspaziergänge, heiße Quellen und ein deutsch-russischer Abend am Lagerfeuer stehen auf dem Programm. Dann machen wir uns auf den Weg nach Ust-Bargusin.

Die 10.000-Einwohner-Stadt ist Hauptverwaltungssitz des Zabaikalsk-Nationalpark.

Wir kommen privat unter – bei Nationalparkinspektor Sascha und seiner Frau Galia. Ihr Haus ist groß und komfortabel eingerichtet. Uns ist schnell klar: Die Familie profitiert von den vielen Übernachtungsgästen. Doch obwohl jedes Jahr über 100 Touristen die Füße unter ihren Küchentisch stecken, belässt die Hausherrin es nicht dabei, uns köstliches Essen aufzutischen. Sie setzt sich zu uns, erzählt von ihrem Leben, zeigt uns ihre Stadt. Wir erfahren, dass die Arbeitslosigkeit in Ust-Bargusin sehr hoch ist. Alle Fabriken sind seit der Wende geschlossen, die zerfallenden Gebäude

verbreiten Endzeitstimmung. Galia ist froh, dass sie als Lehrerin arbeiten kann – und dass auch Sascha eine Anstellung hat. „Das Leben im Ort ist härter geworden“, erzählt die Mittdreißigerin. „Zu Sowjetzeiten gab es in der Stadt eine zentrale Wasserversorgung. Jetzt muss jeder selbst sehen, wie er fündig wird. Glücklicherweise haben wir eine Pumpe im Garten.“

Wir haben nicht das Gefühl, für Galia nur „Kunden“ zu sein. Trotz der vielen Arbeit scheint sie die sommerliche Abwechslung zu genießen. Und auch die Gruppe freut sich, einen kleinen Einblick in den burjatischen Alltag zu bekommen.

Am Morgen des nächsten Tages brechen wir auf. Mit einer Wodkazeremonie verabschieden wir uns vom Baikalsee. Unser nächstes Ziel ist Ulan-Ude.

In der Hauptstadt und ihrer Umgebung ist ein buntes Programm geplant: Wir besuchen mehrere Museen und ein kleines burjatisches Dorf. Hier empfängt uns Gelya, eine freundliche Burjatin in traditioneller Tracht. Sie führt uns auf eine Anhöhe mit steinernem Monument – die heilige Stelle des Dorfes. Mit einem Glas Wasser in der Hand umrunden wir das Heiligtum. Die Verbindung zur Götterwelt soll uns Schutz gewähren.

Nach der Zeremonie lädt Gelya uns auf ihr Grundstück ein. Hier steht ein Holzhaus mitsamt Jurte. Vor der Jurte wartet ein burjatisch gekleideter Musiker. Nicht nur seine Tracht erinnert an die Nachfahren Dschingis Khans – auch die Klänge, die er Flöte und Pferdegeige entlockt, muten mongolisch an. Das kleine Konzert ist Auftakt für unser Abendmahl in der Jurte. Der Tradition entsprechend lassen wir Frauen uns auf der rechten Seite nieder. Hier stehen Geschirr und Haushaltsaccessoires. Unser einziger Mann gesellt sich zu den Jagdutensilien links vom Eingang.

In den nächsten anderthalb Stunden beglückt Gelya uns mit köstlichem Essen. Wir lernen traditionelle Speisen wie die Sauermilch Arca kennen – ein Produkt, das Dschingis Khan in Burjatien eingeführt haben soll. Wir probieren Salamat, eine Mischung aus Butter, saurer Sahne und Mehl. Und wir versuchen, die beliebten Posy herzustellen. Die Fleischbällchen in Teig sind noch heute Nationalspeise.

Während wir essen, erzählt Gelya von burjatischen Speisen, Traditionen und Festen – zum Beispiel vom Monat Februar, der auf das burjatische Neujahrsfest folgt und als „Weißer Mond“ bezeichnet wird. Während dieser Tage steht „weißes Essen“ auf dem Speiseplan. Es gibt vorwiegend Milchprodukte. In vorsowjetischer Zeit waren auch Yaks und Kamele für die weißen Köstlichkeiten zuständig. Heute züchten die Burjaten meist Kühe.

Nach dem Festmahl erwartet uns ein letztes Highlight. Wir dürfen uns in einer traditionellen burjatischen Sportart erproben: dem Bogenschießen.

Mit vielen neuen Eindrücken machen wir uns auf den Rückweg nach Ulan-Ude, jeder von uns in Begleitung eines schalen Beigeschmacks. Zwar

war Gelya eine liebevolle Gastgeberin, die begeistert von ihrem Volk und seinen Traditionen erzählt hat. Dennoch haben wir das Gefühl, einen Zoo zu verlassen – zumal Gelya uns zum Abschied erzählt, dass sie eigentlich in Ulan-Ude lebt.

Ich spreche später mit mehreren Burjaten über dieses Erlebnis. Alle meinen, dass solche Begegnungen wichtig sind – damit Touristen die burjatische Kultur kennen lernen. Doch unsere Gruppe ist sich einig: Angenehmer, authentischer und aufschlussreicher als ein solcher Folkloreabend ist der Alltag einer ganz normalen Familie.

13. Das Workcamp von Daimler Chrysler

Nicht das tägliche Leben, sondern der hautnahe Kontakt zur Natur: das war Ziel eines Experiments der besonderen Art. Im Sommer 2003 organisierte Firm Travel zum ersten Mal ein Sommerworkcamp für junge Daimler Chrysler-Mitarbeiter. Das Projekt entstand in Zusammenarbeit mit dem deutschen Global Natur Fund (GNF) und der russischen Vereinigung Gran. Der Hintergrund: Sowohl Gran als auch Firm vertreten den Baikalsee im internationalen Seennetzwerk „Living Lakes“. Träger dieser Vereinigung ist der GNF. Die Umweltorganisation unterstützt Programme zum Schutz der Seen und fördert den weltweiten Austausch von Initiativen, die sich vor Ort engagieren. Daimler Chrysler sponsert die Arbeit des GNF. Und so konnte der Konzern sich für die Idee erwärmen, seinen Angestellten einen Arbeitsurlaub anzubieten. Etwa 60 junge Leute beschlossen, sich an einem von vier Seen für den Umweltschutz ins Zeug zu legen. Zwölf von ihnen gingen an den Baikalsee.

14. Jahresurlaub für den Umweltschutz

Ein Morgen Ende Juli in einer verschlafenen kleinen Baikalseebucht. Ich schäle mich aus meinem Schlafsack und wage einen Blick aus dem Zelt. Keine Menschenseele ist zu sehen. Plötzlich ertönt der Klang eines Gongs, dazu der Ruf: „Aufstehen, Kinder“. Das ist Axel, der heute Lagerdienst hat. Nur langsam kriechen ein paar verschlafene Gestalten aus den Zelten – die Nacht am Feuer war lang. Katzenwäsche am See, ein warmes Frühstück, und schon geht es los. Mit Äxten und Sägen machen sich die jungen Leute auf den Weg. Es ist ihr erster Arbeitstag auf der Halbinsel Heilige Nase. Die Swatoj Nos, so der russische Name, gehört zum Zabaikalsk Nationalpark.

Hier gibt es über 600 Pflanzen- und fast 300 Tierarten. Ein Großteil der Fläche besteht aus Taiga.

Ich begleite die Gruppe zu einem Wanderweg in der Nähe des Baikalufer. Eine Strecke von sechs Kilometern sollen sie begehbar machen. Sie befreien den Pfad von Gestrüpp, räumen Bäume zur Seite, beschneiden Büsche, sammeln Steine auf, erweitern den Pfad, wo er zu eng ist. Doch: Die größte Herausforderung liegt ganz woanders. „Für mich ist das Holzhacken die Hauptaufgabe“, sagt Kai aus Durmersheim. „Nur so können wir überhaupt kochen und abends lange am Feuer sitzen“. Zurück auf dem Zeltplatz, geht es denn auch gleich weiter: Holz sammeln, zerhacken und stapeln, Sitzbänke bauen, Wasser holen, Essen machen. Hier ist echtes Survivaltraining angesagt – und das bei strömendem Regen. „Das hat mir überhaupt nicht ins Konzept gepasst. Aber es war eine wichtige Erfahrung, auch im Regen zu bestehen“, meint der 19-jährige Dominik.

Als er mir das erzählt, sitzt Dominik bereits in einer trockenen Jurte im kleinen Dorf Istomino. Hier befindet sich ein internationales Umweltbildungszentrum. Nach zwei Wochen Survivalcamp und einer Stippvisite in Ulan Ude quartiert sich die Gruppe hier ein - gemeinsam mit Larissas Kolleginnen von Gran, die für diesen Teil der Reise verantwortlich sind. Gemütliche warme Holzhütten, fließendes Wasser, drei Mahlzeiten am Tag: Das ist Luxus pur. Aber Müßiggang steht nicht auf der Wunschliste der jungen Leute. Sie wollen arbeiten, auch wenn es weiter regnet. An Rastplätzen stellen sie Abfalleimer auf, sie streichen Bänke an und sammeln Müll ein. In Schulen bauen sie Nistkästen und richten Ökoecken ein. Dabei entstehen neue Spiele – wie das Umweltmemory, das je eine umweltfreundliche und eine umweltfeindliche Aktion zum Paar macht.

Nach vier Wochen am Baikalsee sind sich die jungen Leute einig: Es gibt noch jede Menge zu tun. Zwar empfanden die meisten ihre Arbeit als sinnvoll. Aber viel wichtiger wäre es, die Menschen in Burjatien für den Naturschutz zu begeistern. Denn hier liegt noch so einiges im argen.

14.1 Gran

Das meinen auch die Mitarbeiter der Organisation Gran. Sie wollen ihre Landsleute für die Umweltprobleme in Burjatien sensibilisieren. Deshalb sammeln sie Informationen zu ökologischen Themen. Sie erarbeiten Material zur Umweltbildung und veranstalten Workshops. Ihr besonderes Steckenpferd: Die Arbeit mit Jugendlichen. Kein Wunder, denn viele Mitarbeiter von Gran sind Schul- oder Hochschullehrer. Sie nutzen ihre Freizeit, um sich für Burjatien zu engagieren.

„Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion haben viele Menschen die Orientierung verloren. Wir wollen ihnen einen neuen Sinn geben und sie zum Handeln motivieren“, sagt Erdem Dagbaew. Der Mittvierziger ist Journalist und Lehrstuhlleiter für Politologie und Soziologie an der Universität in Ulan-Ude.

14.2 Junge Ökojournalisten

Einen Teil seines Sommerurlaubs verbringt Erdem mit seiner Frau Nina und dem fünfjährigen Sohn im ökologischen Umweltbildungszentrum von Istomino. Nina Dagbaewa ist Direktorin von Gran und Leiterin des Lehrstuhls für Pädagogik an der Uni in Ulan-Ude. Die beiden sind gekommen, um einen Workshop für junge Ökojournalisten zu leiten. 15 Jugendliche aus verschiedenen Provinzen Burjatiens sind mit ihnen hier. Sie wollen eine Internetzeitung zum Thema Umwelt gestalten. Die Arbeitswoche gehört zu den vielen sommerlichen Aktivitäten, mit denen Schulkinder ihre langen Ferien überbrücken. Zu Sowjetzeiten kamen Staat oder Gewerkschaften für die zusätzlichen Bildungsangebote auf. Heute werden sie von Schulen, privaten Sponsoren oder gesellschaftlichen Organisationen wie Gran finanziert.

Im großen Konferenzsaal des Umweltzentrums begrüßt Journalist Erdem jeden seiner Schüler mit Handschlag und überreicht ihm ein Heft samt Namensschild. Dann führt er die jungen Leute in den Journalismus ein: Was ist eine Reportage, wie gestaltet man ein Interview, was sind die Merkmale des Feuilletons? Der Hochschullehrer unterrichtet mit ansteckender Hingabe.

Wenige Stunden später überlässt er die Jugendlichen ihrem Schicksal. Mit dem neugewonnenen Wissen sollen sie eine Wandzeitung gestalten. Sie interviewen Gäste des Bildungszentrums, schreiben Legenden über den Baikalsee auf, besprechen die Umweltprobleme in Burjatien und malen viele schöne Bilder. Am nächsten Morgen überprüft Gran-Mitarbeiterin Elena ihre Ergebnisse auf journalistische Qualität. Welche Zeitung ist zu schriftlastig, wo fehlen Informationen, welchem Beitrag mangelt es an Spannung? Voller Begeisterung verrät die Journalistin ihren Schülern die Tricks und Kniffe der Zeitungsreportage. Kurze Zeit später versuchen die jungen Leute, die Tipps der Lehrerin in die Praxis umzusetzen. Doch die Jugendlichen sollen nicht nur schreiben lernen. Sie vertiefen auch ihr ökologisches Wissen. Gran-Mitglied Angelika ist Biologielehrerin. Sie klärt über Umweltprobleme auf und zeigt den Kindern Bäume, Büsche und Pilze im Wald.

Zwischen all diesen Aktivitäten erarbeiten die Schüler ein Konzept für ihren Internetauftritt. Am Mittag des letzten Tages präsentieren sie ihre Ergebnisse. Ihre Zeitung soll aus vielen verschiedenen Rubriken bestehen. Sie werden über ökologische Probleme in der Baikalsee-Region berichten und über internationale Erfolge im Umweltschutz. Sie wollen Geschichten erzählen, Tipps für ein gesundes Leben geben, Naturkosmetik vorstellen und Gedichte zur Natur schreiben. Und sie möchten Witze erzählen und Kreuzworträtsel erfinden. Das Symbol ihrer Zeitung: eine Baikalseeotter in nationaler Tracht.

Die Lehrer sind begeistert vom vielseitigen Konzept - und beglücken jeden Schüler mit einer Urkunde. Für heute ist die Arbeit getan. Nach den Ferien werden sich die jungen Redakteure bei Gran treffen und ihr Konzept mit Leben füllen. Im Februar soll die erste Ausgabe online gehen.

15. Wasser für das Leben

Schüler für die Natur gewinnen und sie zugleich mit dem Internet vertraut machen: Das ist auch das Anliegen des Projektes „Wasser für das Leben“. Gran hat es in Kooperation mit der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit ausgetüfelt.

Gemeinsam mit 15 Schülern nimmt auch Angelika Kuschnarewa am Internetprojekt teil. Sie ist Biologielehrerin am musikalisch-humanistischen Gymnasium in Ulan Ude. „Wir arbeiten absolut praxisorientiert“, erzählt sie mir. „Das wirkliche Leben steht an erster Stelle“.

Und so erkundeten ihre Schüler zunächst die eigene Umgebung. Sie sammelten Legenden rund um ihren Fluss, schrieben sie auf und schickten sie zu Gran. Die Organisation veröffentlichte ihre Geschichten auf einer Website.

Anschließend begannen die jungen Leute, ihren Fluss und sein Umfeld zu beobachten. Sie notieren, wann das Eis schmilzt, wie sich die Pflanzen verändern und wann der Sommer beginnt. Und damit sie den Wechsel der Jahreszeiten nicht verpassen, sind die Schüler jeden Tag im Einsatz - ein ganzes Jahr lang: „Wenn sie von der Schule nach Hause gehen, beobachten sie die Natur. Sie wissen genau, worauf sie achten müssen und was das bedeutet“, sagt Angelika.

Für Gran ist das Projekt ein echter Erfolg. „Die Schüler gehen mittlerweile von selbst in den Wald, um die Veränderung der Bäume zu beobachten. Sie warten nicht mehr darauf, dass Erwachsene die Initiative ergreifen“, freut sich Nina Dagbaewa.

Und da ist noch etwas, auf das Gran Wert legt: die internationale Kommunikation. „Wasser für das Leben“ vereinigt Schulen aus Japan, Usbekistan, Kasachstan, Deutschland und Russland. Für die meisten Schulen in Burjatien ist globaler Austausch bis heute ein Traum. Das Internet ist in der Republik eine Rarität. Immerhin 15 Schulen konnte Gran dank des Umweltprojektes mit einem Modem ausstatten.

Ein echtes Highlight für die Schüler sind die Chats mit Jugendlichen aus anderen Ländern. Ihre Themen: Waldbrände, Müllprobleme, Hobbys und Musik.

Die meisten Kinder in Burjatien waren noch nicht im Ausland. Das Internet bringt ihnen die Welt ein kleines Stück näher. Doch nur bis Mitte 2004 – dann läuft die Finanzierung aus. Und Gran muss sich neue Partner für neue Projekte suchen.

16. Resumee

Das ist sicherlich ein Hauptproblem vieler Nichtregierungsorganisationen in Burjatien: Sie sind auf ausländische Sponsoren angewiesen und von zeitlich begrenzten Projektgeldern abhängig. Die burjatische Regierung und einheimische Geschäftsleute tun sich immer noch schwer, sie finanziell zu unterstützen. Allerdings gewinnen Nichtregierungsorganisationen peu à peu an Einfluss im öffentlichen Leben – und werden als Gesprächspartner auch auf politischer Ebene mehr und mehr akzeptiert. Dass ihre Arbeit in einer Republik wie Burjatien Gold wert ist, steht außer Frage. Angesichts des harten Lebens auf dem Land, der hohen Arbeitslosigkeit, des erschreckenden Alkoholmissbrauchs und einer weit verbreiteten Perspektivlosigkeit bedarf es vieler Initiativen, die sich für ihre Gesellschaft und für eine lebenswerte Zukunft einsetzen.

Die Nichtregierungsorganisationen in Burjatien zeigen, wie vielen Menschen Kultur, Umwelt, Bildung und wirtschaftliche Entwicklung am Herzen liegen.

Natürlich ist ihre Arbeit nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Natürlich wäre es an der burjatischen Regierung, ökonomische Alternativen für die Menschen in den Dörfern zu entwickeln. Und natürlich müsste mehr staatliches Geld in den Umweltschutz und die Ausstattung der Schulen fließen. Aber: Burjatien ist ein armes Land. Es hängt am Tropf einer weit entfernten Föderationsregierung, für die Ostsibirien nicht viel mehr ist als ein Lieferant von Erdöl, Holz und anderen Rohstoffen.

Und: Burjatien ist noch immer im Wandel. Seit dem Ende des Sozialismus sind die Menschen auf der Suche nach Perspektiven – in Wirtschaft und

Gesellschaft. Dass sie sich dabei einerseits auf Traditionen zurückbesinnen und andererseits nach den Werten des Westens streben, macht die Sache nicht leichter.

Organisationen wie Gran und Firn können dazu beitragen, dem Wandel eine Richtung zu geben. Zum Beispiel durch Ökotourismus. Das „nachhaltige“ Reisen stärkt die Entwicklung auf dem Land, es unterstützt Familien und fördert internationalen Austausch – und es bemüht sich, Ressourcen zu schonen.

Umweltschutz und Umweltbildung in den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandel einbeziehen - auch das ist eine Chance, die Burjatien nutzen könnte. Allerdings: Wer voll und ganz mit der Bewältigung des Alltags beschäftigt ist, denkt nicht zuerst an Ökologie. Initiativen wie Firn und Gran sind deshalb wichtige Motoren. Sie können immer wieder darauf hinweisen, dass wirtschaftliches Wachstum nicht von den Bedürfnissen der Umwelt abgekoppelt werden darf. Sie engagieren sich für den Schutz der Natur. Und sie vermitteln jungen Leuten Umweltbewusstsein und eigenständiges Denken – in der Hoffnung, dass Burjatiens Zukunft voller Perspektiven ist.

17. Danke

Ich danke der Heinz-Kühn-Stiftung, die mir eine hochinteressante Reise, viele neue Erkenntnisse und den Kontakt zu wunderbaren Menschen ermöglichte.

Ich danke Frau Kilian, die mich ermutigte, mich für ein ungewöhnliches Reiseziel zu bewerben, die mein Anliegen innerhalb der Stiftung unterstützte und die geduldig wartete, bis dieser Bericht endlich auf ihrem Schreibtisch lag.

Ich danke Larissa und Sorik, die drei Monate lang immer wieder ihre Wohnung mit mir teilten, die mir freundschaftlich zur Seite standen und mich mit Rat und Tat unterstützten.

Ich danke ihrer kleinen Tochter Isabella, die immer wieder ihr Zimmer für mich räumte.

Ich danke Julia, die mir eine treue Dolmetscherin und gute Freundin war. Ich danke allen Mitarbeitern von Firn, die mir ihr Büro zur Verfügung stellten und mich bei der Organisation und Durchführung meiner Reise unterstützten.

Ich danke Elvira, Nina, Lena und Elena von Gran für ihre Hilfsbereitschaft und ihr Wissen.

Ich danke Andreas Kiefer, der mir ein Rendezvous mit dem Baikalsee ermöglichte.

Ich danke Pawel und Michel für einen wunderschönen Tag in der Taiga.

Ich danke den Menschen aus Sagan für ihre Herzlichkeit.

Ich danke Nikita und Natascha für eine schöne Zeit auf Olchon.

Ich danke allen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern für ihre Geschichten, Erzählungen, Kommentare und Gedanken.

Ich danke meiner Familie, die mich immer wieder bestärkte.

Und ich danke Jochen, der mich drei Monate lang aus der Ferne begleitet hat.